

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

265 (14.11.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 14. November 1925

Zu Jean Pauls 100. Todestag

(gest. 14. November 1825)

Von Geh. Hofrat Dr. Dreßler

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Dieses für Wallenstein geprägte Wort ist auch auf Jean Paul anzuwenden. Gebel haßte und verachtete Jean Paul; C. F. Meyer war er der Lieblingsdichter. Es muß etwas in ihm geben, was zu haßen, etwas, was zu lieben ist. Auf der negativen Seite steht der enge, kleinliche, komische, verschrobene, verkümmerte Populärgeist, auf der positiven Seite der große Liebende, der Berühmte des liberalen Zeitalters, der originelle Künstler. Schon Schiller hatte den „listigen Patron ergötzt“ gefunden. Jean Paul selbst war sich seiner Abgeschmacktheiten wohl bewußt und versuchte, freilich vergeblich, sie zu bekämpfen. Während ist es, wie er seinen verehrten H. Jacobi, der an jener negativen Seite Anstoß nahm, bittet, ihm die Widersärtigkeiten in seinen Werken zu bezeichnen: „Tue mir den Gefallen, Güter, und paginiere mir zuweilen die Überbeine, Milchberzungen, Polypen und Speck- und Pulsadergeschwülste, die Du in meinen Werken findest. Freilich das Ding im Autor, das wider Deinen Willen den Kagenberger und Fibel schreibt, muß auch im Menschen vorkommen; indessen will ich Dir (wenn ich kann) wie der Mond nur eine Seite zusehen, und hat mich doch bei aller meiner Eitelkeit der geistes- und lebenswunde Herder auch innig lieb gewonnen.“ Ein alter Biograph Jean Pauls hat richtig bemerkt: Welchem Leser Jean Paulscher Schriften ist bei ihm nicht die nahe Nachbarschaft und Verbindung ganz entgegengekehrter Stimmungen aufgefallen? Sie findet einigermaßen Erklärung in der eigentümlichen Doppelnatur des Dichters, der mitten im Erschaffen komischer Darstellungen über die spielenden Kinder neben sich, z. B. beim Anblick des Zöpfchens seines kleinen Töchterchens, weinen und doch fortzuschreiben konnte auf dem Papier. Manche Leser werden die oft fast grausamen Kontraste bei Jean Paul unangenehm berühren, wenn er aus der höchsten, edelsten und reinsten Sphäre plötzlich in Lächerlichkeit, Häßlichkeit und Niedrigkeit hinabsinkt, wenn er es nicht lassen kann, neben einem Albano einen Schoppe zu stellen und niederländische Bilder in seine herrlichen italienischen Landschaften. Besonders Frauen, die für den Sänger der Tugend schwärmten, mußte diese häßliche, bizarre, groteske Seite des Autors oft verletzen; Frauen möchten Maffael rein, ohne niederländischen Zusatz, erleben und genießen.

Bezeichnend scheint mir eine Stelle aus dem Tagebuch der Frau v. Gad: „Seine Schriften, die selbst von den geistigsten Lesern sich schwer lesen lassen, haben ihren eigenen Gang und Ton; wie sehr er uns auch oft durch seine Launen im ruhigen Anschauen seiner göttlichen Bilder stört; und wie wir auch murren über die Arbeit, welche er uns im Gehen über seine Bruch- und Felsenstücke auflegt; wie wir mutlos stille stehen, wenn er uns auf Wege führen will, die dunkel verworren erscheinen; so genährt er uns doch auch dann, wenn wir ihn bis an das von ihm gesteckte Ziel folgen, eine überraschend herrliche Aussicht, einen Vorfrühling von dem, was noch kein Auge gesehen, noch kein Ohr gehört hat.“

Frauen, mit ihrem feinen Gefühl, müssen immer durch die närrische Hülle hindurch gesehen haben auf den reinen edlen Kern dieses Dichters, dessen höchstes Ideal war: Tugend erhabener Menschen, Liebe zu aller Kreatur, Wahrhaftigkeit und Treue. Über alles muß gewinnen bei Jean Paul sein liebeswarmes Herz. Allen Wesen, Tier und Mensch, arm und reich, groß und niedrig, bringt er die gleiche Liebe, das gleiche offene Herz entgegen. Und es versteht sich von selbst, daß ein Mann von so höchstgeheiligtem Begriff und Anspruch edler lebenswerter Menschlichkeit eine tiefe Verachtung gegenüber Gemeinheit und Schmutzigkeit hegt; so haßt er „das lahme, öde, genießlose Volk“; so will er, daß gemeine Bücher weithin als solche kenntlich gemacht werden sollen, damit niemand in Gefahr sei, ungewarnt in den Sumpf zu treten.

Das reine gute Herz war für Jean Paul die größte Schönheit des Menschen; in seinem Tagebuch schreibt er: „An die künftige Geliebte“: „Ich will nicht das schönste Gesicht, aber das schönste Herz, und ich kann auf jenem alle Flecken, aber an diesem keine übersehen.“ Sein großer Freund, der unsterbliche Herder, schreibt an den Philosophen H. Jacobi über Jean Paul: „Ich kann von ihm nichts sagen, als er ist ganz Herz und Geist, ein feinklingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es so viel geprungene Saiten und verstimmt Töne gibt — wie ich z. B.“ In einem Brief Jean Pauls an H. Jacobi lesen wir: „und daß ich recht herzlich liebe, welches die einzige Wahrheit ist, was man von mir aus meinen Büchern

schließen kann. — Mein guter Heinrich, sage mir doch einmal bei Gelegenheit wieder, daß du mich lieb hast; ich will, gleich den Mädchen, daselbe, wenn nicht Trillionen- doch Millionen Mal wiederholen hören.“

Jean Paul singt in seinen großen Romanen (bes. Hesperus und Titan) das Hohelied des „göttlich-menschlichen Adels — herrlichste Jünglinge, zarteste Jungfrauen zaubert seine hohe Phantasie, göttergleiche Idealgestalten; was den Menschen zum Übermenschen erhebt, seine Freiheit und vollendete Tugend, ist sein Objekt. Über allem Sinnesgenuß, der uns dem Tier gleichstellt, preist Jean Paul die höchste Wonne der Tugend, die schönste Blüte des Menschseins, die Seelenreinheit und den Seelenadel in seinen Idealfiguren; Bilder der zartesten, doch festesten, aufopferungsfreudigsten, heiligsten Freundschaft und Treue; Buntgebilde einer edelsten, kraftvollsten und doch weichsten, empfindlichsten männlichen Jugendlichkeit voll Begeisterung für das Ideal und voll höchstgerichtetster Willensenergie. Phantome stolzeiter, zartester, unerbittlicherer Jungfräulichkeit, zerbrechlicher, fast kranker Gemütszartheit. Bilder der reinsten, vollsten, vergebenden Hingabe: Ideale gesteigerter Männlichkeit, Reinheit, Treue, Edelmut, der Freiheit und Lebensüberlegenheit und Lebensverachtung durchziehen des Dichters Kopf und Herz.

Wenn eine überrealistische Zeit hier den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit, Schwärmerischen Überspannung erhebt, so darf man entgegen: Wie verschieden auch die Urteile über Geschmack und Richtung, selbst über das Talent Jean Pauls sein mögen, in Einem sind alle einig, in der Anerkennung einer fast beispiellosen Wahrhaftigkeit und dem Bewußtsein von der Realität der geschilderten Ideale wenigstens an Einer Stelle, nämlich in der Seele des Dichters. Innere Wahrheit, nicht äußere Wirklichkeiten sind der Gegenstand der Poesie. „Der Weise bekommt alles von sich, der Tor alles von andern“, sagt Jean Paul.

Auch von Jean Paul gilt das Goethe'sche Wort: „— und unter ihm, in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bündigt, das Gemeine.“ Und auf dieser reinen, düstigen und luftigen phantastischen Höhe der Ethik, in dieser Sphäre edelster Freiheit wächst und erblüht die blaue Wunderblume der Liebe, des göttlichen Lächelns, des weltüberlegenen Humors, in einer Welt des göttlich-träumenden Spiels — in keiner tierisch gebundenen Welt der Not u. Notwendigkeit. Nur ein Mensch im Besitz unendlicher Güte, höchsten Ernstes, unbewußtlicher Heiterkeit der Seele kann so leicht und frei und hoch sich über dem Leben hinwegbewegen, kann so lächelnd und liebend und verzehrend und erbarmend herabsehen auf menschliche Schwäche und Armut. „Mein Ernst“, sagt Jean Paul, „ist das überirdische bedeckte Reich, das sogar der hiesigen Nichtigkeit noch sich unterbaut, das Reich der Gottheit und Unsterblichkeit und der Kraft; ohne das gibt's in des Lebens Öde nur Seufzer und Tod. Mein ganzes Leben jog darauf zu, nie ließ ich es, sogar im früheren Sceptizismus und noch hält es mich, da mir das Leben täglich mehr verschimmelt, weil es mir gegeben, was es hatte, Alles.“

Mit den hohen ethischen Anlagen Jean Pauls verbindet sich der allbekannte scharfe Geist, der töstliche Witz, die Phantasie des Dichters. „Du sollst nur wissen“, schreibt er an H. Jacobi, „was täglich und wie eilig, nicht etwa Welken sondern Weltssysteme in Nebelkuckengestalten durch meine Seele brausen. Mich wundert nur, daß ich noch den gemeinen Menschenverstand habe.“

Aus Gemüt und Geist entsteht der große Humor Jean Pauls, der nie kalte Geistesnacktheit allein ist.

In seinem herrlichen Siebenkas sagt Jean Paul: „Die meisten Deutschen verstehen — dies soll man ihnen nicht nehmen — Spaß, nicht alle Scherz, wenige Humor, besonders Leibgeberischen, d. i. Jean Paul'schen.“

So viel über das Wesen Jean Pauls; nun seine Ausdrucksweise. Die Form seines Kunstwerks ist formlosig für den gestrengen Herrn Ästhetiker. Jean Pauls Kunstform ist die Form der lodernen Flamme. Jean Paul ist nicht Plastiker, eher Maler, noch eher Musiker. Hören wir ihn selbst darüber: „Wenn mich eine Empfindung ergreift, daß ich sie darstellen will, so dringt sie nicht nach Worten, sondern nach Tönen und ich will auf dem Klavier sie aussprechen. Nichts erschöpft und rührt mich mehr, als das Phantasieren auf dem Klavier. Ich könnte mich tot phantasieren. Alle untergeordneten Gefühle und Gedanken steigen herauf; meine Hand und meine Augen und mein Herz wissen keine Grenze, endlich schließ' ich mit einigen ewig wiederkehrenden, aber zu allmächtigen Tönen. O könnte ich meiner Empfindung eine verständlichere Sprache lehren und die Bilder der Phantasie mit genaueren Umrissen zeichnen?“

Was zunächst die Fabel betrifft, so ist sie für Jean Paul nicht Hauptzweck sondern Hilfsmittel, das Spalier gleichsam, an dem er seine Gefühle und Gedanken aufhängen läßt. Ihn interessiert nicht der Stoff, die Handlung, sondern das innerlich mächtig pulsierende

Gefühl. Wer, nach Rinderart, schnell und folgerichtig ablaufende Handlungen liebt, den können die ewigen Unterbrechungen, Verzögerungen des eigentlichen Ablaufs durch allerhand Einströmungen, Reflexionen, Betrachtungen, Träume und Phantasien verdrängen. Aber auf die Fabel selbst kommt es Jean Paul gar nicht vorzugsweise an.

Fremdartig zunächst, überhaupt eigenartig und wohl einzigartig ist die scheinbar nebelhafte Zeichnung der Figuren bei Jean Paul. Man möchte an den Pointillismus denken, indem Jean Paul dem Leser, seiner synthetischen Kraft, überläßt, die einzelnen Punkte in seiner Phantasie zu verbinden. Jean Paul zeichnet mit einem gar feinen Stift; zarte, ferne, fast nebelhafte Umriffe zuerst; dann hier und dort eine markante Schattierung, eine plötzliche Beleuchtung, eine scharfe Betonung. Die tausend zerstreuten, zeitlich aneinanderliegenden Punkte, Striche, Lichter und Schatten muß der Leser zum Bild vereinigen; aber dann wird er staunen, über die Lebendigkeit, Wahrhaftigkeit, innere Konsequenz und Fülle der entstandenen Figuren. Es kommt hinzu, daß Jean Paul sich die schwersten Probleme der Menschzeichnung stellt, Menschen, die über den Dunst und das trübe Gewölke der Alltagswelt weit hinausragen, Menschen, nicht wie sie sind, sondern wie er sie ahnt, fühlt, erhofft; auserswählte Idealfiguren, Höhenmenschen, die im Glanz der Sonne stehen, lichtumgittert, glanzumflossen, blendend, Zartheit, Feinheit, Reinheit kann man nur mit zartem, feinem, reinem Pinsel malen. Welcher Griffel, welcher Pinsel, welcher Meißel scheint zart genug, um eine ätherische Gestalt wie Diane zu bilden, ohne sie zu verletzen, zu zerbrechen? um eines Don Gaspard geheimnisvolle, wie aus Wolken wirkende Kraft sichtbar zu machen, welche diskreten Werkzeuge gehören dazu?

Jean Paul zeichnet ja nicht Naturen ab, die da sind, er erfindet Naturen, die sein könnten oder sollten. Das ist des Künstlergeistes hohe Aufgabe über das Wirkliche hinaus. Aber seine Idealfiguren sind keine abstrakten Schemen, an denen grübelnder Verstand gearbeitet hat, sie sind nicht gemacht, sondern gewachsen, durchflossen vom Blut eines großen liebenden Herzens, seine Schatten, sondern vielmehr überlebendige Wesen. Sie atmen Luft.

Es ist in diesen Tagen, just zur rechten Zeit, um den Todestag des großen Dichters zu feiern, ein prachtvolles Werk über Jean Paul von Joh. Alt*) erschienen, das schönste Denkmal, das dem Dichter errichtet werden konnte. Der ausgezeichnete Verfasser kennzeichnet Jean Pauls Technik mit diesen Worten: Was den Personen, etwa des Hesperus, an Klarheit der Linie abgeht, gewinnen sie an Intensität des Ausdrucks durch die fliegende Malweise; sie zwingt den Leser, in steter Bewegung zu bleiben, von jedem einzelnen nur immer einen Schimmer zu erfassen, den Glanz der von einem schnell vorüberziehenden Etwas in der Seele haften bleibt. Aus der Fülle des himpflühenden Lichtes sieht uns bald ein Auge verheißend an, ein mildes hebeitsvolles Mädchenantlitz verschwindet, ehe wir uns ganz an seinem holden Anblick sättigten; ein schlanker Jüngling geht durch das frühlinghaft verheißungsvoll und sommerlich bunte Gewimmel, taucht auf, läßt uns seine Schönheit in einer Wendung, einer Gebärde, einem Bligen seines Gesichts ahnen, und verfliehet wieder in den Trübel, ehe wir ihn ganz erkannten, daß die Sehnsucht nach seinem Anblick noch lange in uns nachschwingt.

Man möchte in dieser originellen Technik den höchsten Vorzug Jean Paul'schen Dichtens erblicken. Doch er selbst macht sie sich zum Vorwurf: „Im Gegensatz zu Goethe, der, auf Reisen, alles bestimmt aufsaßte, zerfließt mir alles romantisch.“ Der einzige Goethe war der gewaltige Mensch, der seine innere Welt als Gesetz auf die Wirklichkeit übertrug. Ein Ideal reif erfüllt und harmonisch milder Weiblichkeit konnte Goethe in seiner Jphigenie zum vollendet gebildeten irdischen Dasein erwecken. Die Klotilde des Hesperus bleibt ein Himmelsbild, kein erfahrene Leben, sondern ein heiß ersehntes, unendlich fern geahntes Gesicht; sie ist nicht wie Jphigenie ein ganz durchseelter Leib, sondern Seele an sich. Goethe hatte sich in stetem organischen Wachstum eine hellenische Welt emporgebildet; Jean Paul war daran durch seine Verzopftheit gehindert. Vollendung und Sehnsucht, Hellenentum und Gotik oder Romantik, Plastik und Musik stehen sich gegenüber. Das Verhältnis Jean Pauls zu Goethe ist damit gegeben. Zunächst wird Goethe abgestoßen von der Bizarrie und Verzopftheit Jean Pauls, denn das wollte er ja gerade durch eine hellere und freiere Menschlichkeit vertreiben. Goethe galt nur das klar Geformte als Gewähr menschlicher und göttlicher Würde. Was er an sich selbst durch klare Selbstzucht überwunden hatte, konnte er an einem anderen nicht lieben und deshalb erschien er Jean Paul ohne Liebe. So stehen sich diese beiden Großen zunächst

*) Joh. Alt, Jean Paul, bei C. R. Bed.-München. Mit 3 Bildern.

gegensätzlich gegenüber. Goethe, dem die schöne Form Sache höchster Verantwortung war, der eifige Olympier — Jean Paul der reine Ritter der Tugend; jener vermehrte bei Jean Paul die ruhige Abgeläuttheit zur edlen Form; dieser bei jenem den liebenden Enthusiasmus; der Klassiker konnte den Musiker nicht genügend schätzen. Späterhin hat Goethe mit der weißen Gerechtigkeit seiner höheren Jahre in Jean Paul den wertvollsten Menschen und Dichter anerkannt, wie denn Jean Paul den großen überragenden Goethe immer verehrt hat. Glücklich ein Volk, das „zwei solche Kerle“ hat.

Hysterie

Von Dr. med. Hans Leitloff

Unter den Gemütskranken nehmen die Hysterischen eine besonders bedauernswerte Stellung ein. Von Geburt an schon leicht beeinflussbar durch alles Mögliche, was von außen her auf Körper und Seele einwirkt, empfinden sie diese Einwirkungen auch noch viel kräftiger und leiden unter ihnen länger als der Mensch von normaler Konstitution. Denn diese leichte Beeinflussbarkeit ist eben eines der Hauptkennzeichen der hysterischen Veranlagung. Dazu begegnen ihnen die lieben Mitmenschen meist noch mit der genügenden Rücksichtslosigkeit, und rasch ist der arme Kranke zum Hysterischen degradiert. Denn leider sieht die Allgemeinheit in ihm noch immer nicht so sehr den Kranken als wie den hassenswerten Simulanten und Winderwertigen. Und wie oft bedeutet es nicht ein Werturteil von vernichtender Kraft: „Ach Gott, der (oder noch viel öfters die) ist ja hysterisch“. Auf diese Weise geschieht solchen Kranken oft bitter Unrecht.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man die Erkrankung an Hysterie als ein Vorrecht der Frau aufsaß und im besonderen als ein solches der gebildeten, überkultivierten, mondänen Frau. Nun hat man aber erkannt, daß durchaus nicht nur die Frau, sondern ebenso der Mann, nicht nur der Intellektuelle, sondern auch der Schwachjinnige an Hysterie erkranken, daß sie sich ferner ebenso schon im Kindesalter zeigt, wie man sie noch in „reiferen Jahren“ antreffen kann. Das häufigere Auftreten der Hysterie bei der Frau und dem Kinde sowie bei manchen Völkern (Slaven, Romanen, Juden) rührt daher, daß bei ihnen gewisse seelische Eigenschaften, die bei der Hysterie im Vordergrund stehen wie das Überwiegen des Gefühlslebens, die große Beeinflussbarkeit, die Phantasie, schon normalerweise stärker vorhanden sind als beim Manne und bei nördlichen Völkern.

Die hysterische Konstitution läßt sich oft auf erbliche Belastung zurückführen. Abnorme Charakterzüge, Nerven- und Geisteskrankheiten, Alkoholismus oder Mißbrauch mit anderen Giften in der elterlichen Familie, spielen eine große Rolle. Wird ein derart Belasteter nun durch glückliche Zufälle in seiner Kindheit vor schädlichen äußeren, seelischen und körperlichen Einwirkungen bewahrt, so kann sich die hysterische Konstitution erst sehr spät bemerkbar machen oder braucht während des Lebens gar nicht in Erscheinung zu treten. Doch das sind Seltenheiten.

Meist werden diese Kinder frühzeitig die Opfer von Ammenmärchen und Schauererzählungen. Denn das Dienstpersonal weiß die ihm anvertrauten kleinen Quälgeister geistlich durch den „schwarzen Mann“ einzuschüchtern und macht sich durch solche Gedankenlosigkeiten die „Kinderpflege“ leicht. Als deren Folgen sehen wir oft die hysterische Konstitution zum ersten Male auftauchen: die allgemeine Angst, die Angst vor der Nacht, die Angst vor dem dunklen Keller oder verdunkelten Räumen und Schächten. Erlebt das Kind nun noch die ungeheuren

Affektstürme der Eltern in Freude und Angst, Kummer und Jörn, sieht es, wie die geringsten Nichtigkeiten einen häuslichen Krieg entfesseln, so dauert es gewöhnlich nicht lange, bis es seine eigenen kleinen Kummernisse in großen Gefühlsausbrüchen austobt. Hier müssen Eltern, Lehrer, Ärzte eingreifen. Das Beispiel von Vater und Mutter, verständnisvolles Eingehen auf die Sorgen der Kleinen, Aufklärung über das Unsinnige der Gespensterfurcht und Angst, können Wunder wirken. Die schreckhaften Drohungen aber sollten im XX. Jahrhundert nicht mehr in der modernen Erziehung angewandt werden. Sollte auf diese Weise keine Besserung zu erreichen sein, so ist selbstverständlich unter stetiger Mitwirkung des Hausarztes, an einen Milieuwechsel, an die Herausnahme des Kindes aus der Familie zu denken. Sind genügend Mittel zur Verfügung, dann ist die Sanatoriumsbehandlung durchaus würkenswert; wenn nicht, ist auch ein Landaufenthalt, wenn möglich im Hause eines Arztes, eines geeigneten Pförners oder Lehrers ein vorzügliches und erfolgreiches Heilmittel.

Wird aber nicht rechtzeitig die Krankheit bemerkt, dann kommt es zum Auftreten starker Störungen. Häufig sind es Zuckungen der Gesichtsmuskulatur und der Augenlider, ferner Schmalzen mit der Zunge und den Oberlippen, auch Zuckungen der Glieder, die mitunter an Weitzanz erinnern können.

Tritt endlich die Schule mit ihren Ansprüchen und Pflichten an das Kind von hysterischer Veranlagung heran, so beginnt gewöhnlich die Leidenszeit dieser gemütsweichen, willensschwachen, labilen Geschöpfe. Die Neigung zum Lügen und zu phantastischer Ausschmückung von Erlebnissen, die frasse Selbstsucht, zeigen sich bereits früher ausgeprägt. Kommt nun noch endlich die Furcht vor Strafe hinzu, dann ist der Weg zur „Flucht in die Krankheit“ frei. Mit elendem, abgegrünem Gesicht kommt das Kind aus der Schule, und die darüber erschrockenen Eltern fragen natürlich nach den Ursachen des krankhaften Aussehens. Mit aller Energie wird nun versucht, den Sitz der Beschwerden herauszubekommen, denn daß das Kind körperlich krank sein muß, steht für sie außer Zweifel. Wie oft kann man den Ausruf der besorgten Mutter hören: „Aber Kind, du mußt doch krank sein, man sieht es dir ja an!“ Womöglich wird es nun rasch zu Bett gebracht. Nimmt es uns nun noch Wunder, wenn das Kind willig die günstige Gelegenheit ergreift, die suggerierte Krankheit nun auch vollends vorzutäuschen, die „Flucht in die Krankheit“ anzutreten und die Wahrheit vorläufig wenigstens noch nicht zu gestehen? Schließlich aber, und das ist das Wesentliche, glaubt das Kind dann selbst an seine vorgemachte Krankheit, wenn es beobachtet, daß Autoritäten, wie Vater und Mutter, von seiner Krankheit überzeugt sind. Diese solche geistige Einstellung dieses Krankheitswollens ist die eigentliche Krankheit: Hysterie. Selbst die warnende Stimme eines schlechten Vierteljahrszeugnisses wird oft von den Eltern nicht verstanden, und die schlechten Leistungen durch die Krankheit entschuldigt, statt umgekehrt die Krankheit als Folge schlechter Arbeit und der Furcht vor der Strafe zu erkennen. Bald lernt das Kind aus dem Schutze von Beschwerden, nach denen man es ausgefragt hat, sich eine Anzahl herauszufinden und weitere Krankheitsbilder vorzutäuschen. Deswegen ist bei schlechten Klassenleistungen und Krankheitsverdacht auf alle Fälle immer der Klassenlehrer und der Hausarzt um seinen Rat zu befragen; denn letzterer vermag durch seine intimere Kenntnis der einzelnen Familienmitglieder das Kind oft besser zu beurteilen, als der nur einmal konsultierte Facharzt (etwa der Kinderarzt), den er, falls nötig, immer noch zuziehen kann. Die Eltern aber sollten an dem Kinde nicht weiter herumprobieren. Strafen

und Scheltworte können oft verflüchtend wirken. Einzelne Behandlungsvorschriften und Arzneien wird der Arzt von Fall zu Fall noch zu verordnen haben. Es kann aber den Eltern nicht eindringlich genug geraten werden, die Behandlung in diesem Stadium nicht zu unterlassen. Denn geschieht nichts, dann entwickelt sich die Hysterie auf Grund der ungünstigen Veranlagung lustig zu voller Blüte und die so Vernachlässigten werden sich selbst zur Last und anderen zum Spott.

Durch die eintretende Geschlechtsreife (Pubertät) wird Hysterie ihr größtes Betätigungsfeld: die Sexualität eröffnet, aus dem sie sich gewöhnlich im weiteren Leben nicht mehr verdrängen läßt. Zeitlich ist ja häufig hiermit oder doch bald danach auch der Übergang in das Berufsleben verknüpft, das nun weit größere Forderungen an den Halbwüchsigen stellt als die Schule. Es ist nur zu begreiflich, wenn dabei die erprobte „Flucht in die Krankheit“ erst recht ihre Anwendung findet. Denn es ist ja so leicht, vielleicht gar noch auf Kosten irgendeiner Krankenkasse, ein paar Feiertage in die arbeitsreiche Woche zu schicken. Bereits in der Jugend hat es doch der Hysterische gelernt, an eine eingebildete, gewünschte Krankheit zu glauben, und dem Erwachsenen fällt es nicht schwer, sich eine Krankheit eigener Auffassung zurecht zu machen. Dabei kann man dann die verschiedensten Krankheitserscheinungen antreffen. Sehr beliebt und eindrucksvoll für den Laien sind die Lähmungen der Glieder, einige Formen des Bitterns (Kriegszitterer), Schmerzen in allen Körpergegenden, tonlose Stimme, die oben erwähnten Zuckungen, Krämpfe, die sich sogar bis zu großen, für den Nichtkenner geradezu beängstigenden Anfällen steigern können, ferner Harndrückung, Taubheit und sogar Blindheit. Einen derartigen Fall zu beobachten, hatte ich im vorigen Herbst Gelegenheit. Ein 16-jähriges Mädchen war bei einem Straßenbahnunfall, bei dem es mehrere tote und Verletzte gab, mit heiler Haut davongekommen. Sie erklärte aber sofort nach dem Unfall, auf einem Auge nichts mehr sehen zu können. Während der Krankenhausbearbeitung gelang es bald, den hysterischen Charakter der Erblindung zu erkennen und dem Mädchen das volle Augenlicht wieder zu geben.

Neben dem Verufe spielt die Ehe im Leben des Hysterikers eine bedeutende Rolle. Ob der Hysteriker überhaupt heiraten soll oder nicht, kann unmöglich allgemein entschieden werden. Auch hier bleibt es zuerst dem Arzt überlassen, im Einzelfall den entsprechenden Rat zu erteilen. Einen schweren Hysteriker wird man von vornherein eindringlich vor einer Heirat warnen, die für ihn und den andern Gatten doch nur zur Hölle wird; ihn gesetzlich daran hindern, kann man leider vielfach zum Schaden unserer Volksgesundheit nicht, wie es ja vorläufig auch noch unmöglich ist, ihn wenigstens von der Fortpflanzung auszuschließen.

Was nun die Behandlung solcher geistiger Störungen anlangt, so ist, wie schon mehrfach hervorgehoben, stets das Urteil des Arztes zu hören, der über ambulante oder Anstalts- bzw. Krankenhausbehandlung befinden wird. Daß in solchem Falle der jetzt so beliebte Kurpfuscher, sei er nun Naturheilkundiger, Homöopath, Magnetopath oder Augendiagnostiker, nur Verderb anrichten kann, sollte eigentlich jedem Einverständigen begreiflich sein. Die beste Behandlung bleibt die Vorbeugung, die das Ausbreiten der Krankheit verhindert. Und diese Vorbeugung muß früh, muß im Kindesalter einengen, wenn man etwas erreichen will. In den späteren Jahren kommt es dann meist mehr darauf an, die hervorsteckendsten Krankheitszeichen zu beseitigen und zu verbergen, den Kranken zu einem nützlichen Glied der menschlichen Gesellschaft zu machen.

Buchkritik

Menschen, Sülzer, Seiten. Unter diesem Titel gibt der Historiker Max Kemmerich im Verlag Karl König, Wien, eine Sammlung von Büchern heraus, die er mit Recht eine Kulturgeschichte in Einzelbarstellungen nennt. Diese Einzelbarstellungen knüpfen jeweils an hervorragende Persönlichkeiten an. Bisher sind folgende Bände erschienen: „Friedrich der Große und sein Reich“, von Hans v. Helldorf; „Macchiavelli“, von Max Kemmerich; „Stein“, von Nicada Duchs; „Robespierre“, von Carry Brachvogel; „Abraham Lincoln“, von Graf Albrecht Montgelas; „Homer und seine Zeit“, von Thassilo von Scheffer und „Leibniz“, von Alfred Brunschwig. — Jeder Band enthält eine Reihe von Abbildungen, die vielleicht reproduktionstechnisch noch etwas besser ausfallen könnten. Inhaltlich verdienen die Bände im ganzen Lob und Anerkennung. Es sind zum Teil ganz ausgezeichnete Mitarbeiter, die der Verlag gewonnen hat. Thassilo von Scheffer, der selber Homer in fesselnder Weise überfetzte, hat zum Beispiel in dem Bände „Homer und seine Zeit“, eine geradezu glänzende Monographie geliefert. Nicada Duchs Buch über den Reichsfreiherrn von Stein wird bald zu den klassischen Werken dieser Art gezählt werden. Carry Brachvogels Robespierre-Biographie liest sich spannend, wie ein Roman. Aber auch den übrigen Autoren ist es gelungen, ein lebendiges und anschauliches Bild von ihren Helden und ihrer Zeit zu entwerfen. Der Gefahr der Einseitigkeit und der Verherrlichungssucht sind sie dabei manchmal nicht entronnen. Das zeigt sich besonders in dem Buch über Friedrich den Großen. Zusammenfassend ist zu sagen, daß das kulturhistorisch interessierte Publikum alle Veranlassung hat, dieses neue Bücherunternehmen mit Dankbarkeit aufzunehmen und es so zu unterstützen, daß es weiter fortgeführt werden kann.

Alle deutsche Kritik. Nachdichtungen von S. Graumann. (Allgemeine Verlagsanstalt München. Preis 6 M.) In einer vorzüglichen Ausgabe werden uns hier Meisterstücke alter Künstler darin in guter Nachdichtung vorgelesen.

Wir hoffen, daß das Buch den wohlverdienten Eingang ins deutsche Haus finden wird. Es empfiehlt sich als Weihnachts-geschenk ganz besonders.

Friedrich Stendhal: Die Kartause von Parma. (Jusfel-Verlag, Leipzig). — In der garnicht genug zu preisenden „Bibliothek der Romane“ des Jusfelverlags ist Stendhal jetzt mit seinen beiden großen Romanfassungen vertreten. Stendhal gehörte nicht zu den Vielsehern. Aber das Wenige, was er schrieb, stellt ihn in die Reihe der ganz großen Prosameister der Weltliteratur. Seine „Kartause von Parma“ ist ein glänzender Beweis seiner Begabung. Den Roman jetzt in vortrefflicher Ausstattung zu verhältnismäßig billigen Preisen erwerben zu können, ist eine Gelegenheit, welche sich die Literaturfreunde sicherlich nicht entgehen lassen werden.

George Meredith: Der Egoist. Roman (Verlag Paul List, Leipzig). — Der Verlag Paul List gibt seit kurzem eine Sammlung hervorragender Romane der Weltliteratur unter der Bezeichnung „Epiton“ heraus. Die meisten der Bände enthalten Romane, deren Verfasser dem literarisch interessierten Publikum vertraut sind. Mit dem vorliegenden Buch aber macht der Verlag uns bekannt mit einem der besten englischen Romanschreiber, den nur ganz wenige Literaturfreunde kennen dürften, mit George Meredith. Meredith ist einer der Schöpfer des psychologischen Romanes. Ohne Sentimentalität schildert er das Leben, wie es ist, und man kann es begreifen, daß solche Schilderung schließlich im Tragischen gipfelt. Der Roman „Der Egoist“ ist bezeichnend für das Schaffen des Romanschreibers und es war gut, daß der Verlag ihn in die Sammlung aufnahm. Die Ausstattung der Bände ist übrigens von bemerkenswerter Gediegenheit.

Heinrich Jille: Berliner Gedächtnis und Bilder. (Mit 136 Bildern und einer Einleitung von Max Liebermann. Verlag Carl Reißner, Dresden). — Genau so, wie Hogarth, Daumier und Wilhelm Buch Maassier der humoristisch-satirischen Zeichnung sind und als solche neben den bedeutendsten Künstlern aller Zeiten stehen, genau so hat auch der Berliner Zeichner Heinrich Jille seinen Ruhm als hervorragender Künstler darin, und keinem vernünftigen Menschen

wird es einfallen, bei einer Bemessung der ästhetischen Werte seiner Zeichnungen an deren Sujets zu denken und wünschlich das ästhetische Urteil von der Eigenart dieser Sujets abhängig zu machen. Wenn allerdings das Stoffliche bei der Beurteilung dieser Leistungen entscheidend sein sollte, dann würde Jille als Künstler sehr schlecht abschneiden. Denn er ist nun einmal der Schilderer des Berliner Lebens dort, wo es am schmutzigsten ist. Die Berliner Verberderwelt, das Milieu der untersten Schichten, tritt in den Zeichnungen Heinrich Jilles mit einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit vor unser Auge, deren Realismus kaum noch zu überbieten ist. Aber zweierlei ist es, was diese Darstellungen abtötet: Das echte Künstlerhumor des Meisters und der wundervolle im Grunde gültige Humor, der alle seine Zeichnungen überstrahlt. Der Kulturhistoriker und Soziologe aber wird diesen Zeichnungen noch einen besonderen Wert zuerkennen, nämlich den eines Quellenmaterials ersten Ranges. Es ist ein Verdienst des Verlages Carl Reißner, daß er 136 Bilder von Jille zu einem hübschen Bande vereinigt und in guter Ausstattung herausgegeben hat. Fast allen Zeichnungen ist die entsprechende, meist sehr satirische Begleit-Prosa — manchmal ist es auch Poetik! — beigegeben. Und kein Geringerer als Max Liebermann schrieb die Einleitung zu dem Buch. Das Ganze ist natürlich nicht gerade ein Weihnachts-geschenk für junge Mädchen. Alle reiferen Menschen aber werden es mit Vergnügen zur Hand nehmen und dann allerdings aus dem Buchen nicht mehr herauskommen. Wer das eigentliche Berlin kennen lernen will, der erhält mit diesem Buch den ersten, padenden Aufschluß.

Jean Paul. Ein Lebensroman in Briefen von, an und über Jean Paul Friedrich Richter. Mit geschichtlichen Verbindungen von Ernst Hartung, mit Bildnissen und Ansichten. 480 Seiten. Holzfrees Papier. Wiegand, aber haltbar gebunden. (Verlag Carl Reißner, Dresden). — Genau so, wie Hogarth, Daumier und Wilhelm Buch Maassier der humoristisch-satirischen Zeichnung sind und als solche neben den bedeutendsten Künstlern aller Zeiten stehen, genau so hat auch der Berliner Zeichner Heinrich Jille seinen Ruhm als hervorragender Künstler darin, und keinem vernünftigen Menschen